

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 25

Artikel: Das Tenugui
Autor: Jung, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

findung. Es ist erstaunlich, wie fortwährend sich neue Ideen einstellten, immer entzückend ausgedacht.

Ludwig Richter, in späteren Jahren durch ein Augenleiden in seinem künstlerischen Schaffen stark behindert, starb am 19. Juni 1884. Ernst Rietschel hat ihm mit Meisterhand ein Denkmal geschaffen. Ein Richter-Zimmer im Stadtmuseum zu Dresden läßt eine frohe Feierstunde erleben. Wichtiger aber ist die Tatsache: Das Volk hat seinen Liebling nicht vergessen! -g-

Die zwei Zeichnungen Ludwig Richters

vom Lauitor in Thun und vom Niesen verdanken wir der Freundlichkeit des Thuner Museums-konservators Gustav Keller, der es sich zur Aufgabe macht, alte Bilder durch seine Zeichenkunst wieder aufleben zu lassen, womit er eine schöne kulturelle, historisch wertvolle Aufgabe erfüllt.

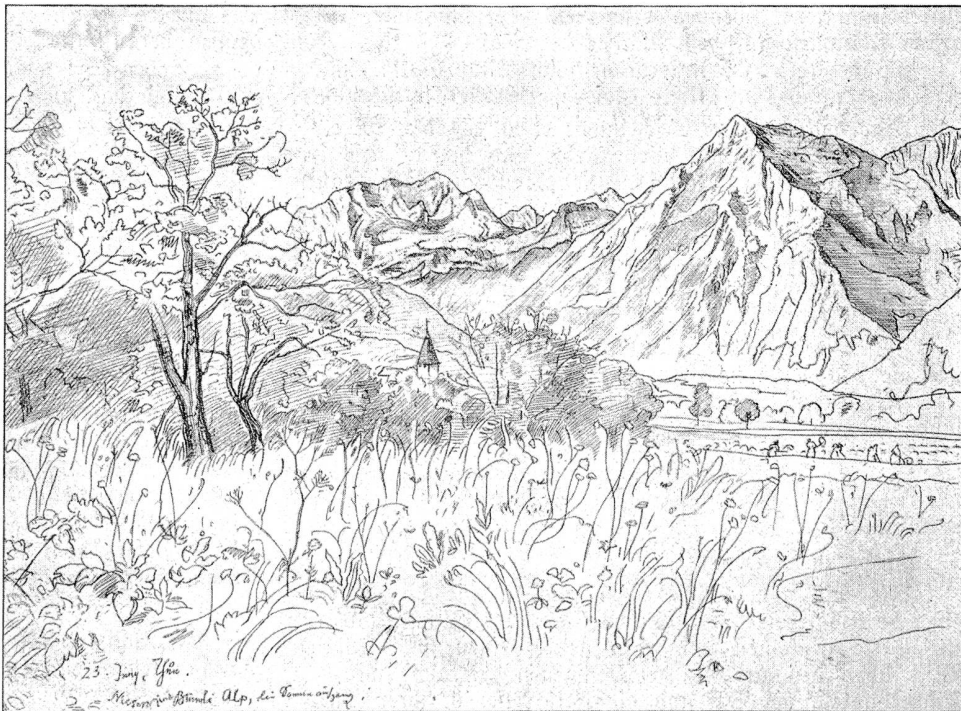
Herr Keller hat in Erfahrung gebracht, daß sich im staatlichen Kupferstichkabinett in Dresden Zeichnungen und Bilder Ludwig Richters von Thun und Umgebung befinden, und nach vielen Bemühungen hat er es erreicht, daß ihm diese zur Nachzeichnung übermittelt worden sind. Vier davon hat er nun in einer Druckschrift als Anhang zum Jahresbericht 1933 des Historischen Museums Thun abgebildet, die als Sonderdruck im Buchhandel erhältlich ist. Sein Sohn, Dr. Hans Gustav Keller, hat zu diesen vier Federzeichnungen einen interessanten Text geschrieben, der dem Leser den Maler und Zeichner Ludwig Richter auch als Mensch und Künstler näher bringt. Als der junge Künstler 1826 nach einem dreijährigen Aufenthalt in Rom seiner deutschen Heimat zuwanderte, hielt er sich einige Tage in Thun auf und schuf hier als Dreißundzwanzigjähriger diese tagebuchartig festgehaltenen Handzeichnungen und Skizzen. In Rom war Richter durch Joseph Anton Koch, den Vater der heroischen Landschaft, in die Kunst der neuen Landschaftsmalerei eingeführt worden, hatte sich dann aber dem ihm innerlich verwandteren Julius Schnorr von Carolsfeld angeschlossen, in dessen feinen und kristallklaren Schöpfungen sich der ganze Zauber der deutsch-römischen, vom Geist religiöser Tiefe durchdrungenen frühromantischen Malerei entfaltete.

Am 14. Juni 1826 entstand als seine erste Zeichnung von Thun ein Ausblick von der Burgstraße über das Lauitor hinweg zu den Alpen. 14 Tage später bei einem zweiten Thuner Aufenthalt entstanden die drei andern Bilder. Richters Zeichnungen seiner Thuner Tage bieten einen bescheidenen Beitrag zu dem Thema: Die Alpen in der Kunst. Ludwig Richter ist durch Veranlagung und Weltanschauung zum Genie der deutschen Idylle geworden; in den Thuner Zeichnungen enthüllen sich die zarte Natur und der tiefe Glaube des jungen Mannes in der stillen, ruhigen, ehrlichen und anspruchslosen Auffassung und Wiedergabe der Gegenstände und Dinge.

-n.

Sentenz.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. Goethe.



Gustav Keller, Thun, fecit 1933.

Nach Ludwig Richter, 1826.

Aussicht über Blumen und Sträucher auf Niesen und Blümlisalp.

Das Tenugui.

Von Franz Jung.

Raum hatten wir uns in dem kleinen Gasthof Zimmer geben lassen, als der Wirt fragte, ob wir baden wollten. — So ist das immer in Japan: Erst baden, dann essen. — Die Mädchen würden uns zum Baderaum führen.

„Nach japanischer Sitte erwartet man von uns, daß wir alle zusammen baden“, erklärte ich Lill und ihrem Gatten, „aber da Sie das doch nicht gewohnt sind, lasse ich Ihnen den Vortritt. Ich bade nachher.“

Lills Gatte ließ das nicht gelten. „Unsinn“, rief er, „im Lande der Japaner fügt man sich der japanischen Sitte.“ „Sie mögen recht haben“, gab ich zu, „aber — —“ und ich warf einen raschen Blick auf Lill, die unschlüssig stand.

„Sie werden doch nicht ausgerechnet im Bad gegen den Strom schwimmen!“ lachte Lills Gatte und „kommen Sie, kommen Sie!“ drängte er uns aus dem Zimmer.

Die Mädchen führten uns zum Baderaum und ließen uns eintreten. Der Dampf des heißen Wassers wogte wie ein warmer Nebel. Außer uns war niemand im Raum: ein reiner Zufall, denn in der japanischen Provinz badet immer noch alles zusammen.

Lill aber schien doch Hemmungen zu empfinden. „Es ist schließlich etwas ganz anderes, wenn man am Strand oder im Luftbad — —“

„Ach was“, rief der Gatte fröhlich, „hic Rhodus, hic salta!“

Und mit einem entschlossenen Ruck entkleidete sich Lill.

Die Mädchen, die übrigens ungeniert aus und ein gingen, uns den Rücken wuschen oder mit brühheißem Wasser übergossen, brachten uns Handtücher, die schmalen, langen, mit bunten Bildern bedruckten Tenugui, die als Badelappen und Handtuch zugleich dienten.

„Süßsch, nicht wahr?“ sagte ich, „jedes mit einem anderen Muster, jedes reizvoll und bunt. Da erzählte mir der Wirt eben eine Handtuchgeschichte von der Küste hier:

An bestimmten Abenden erscheinen geheimnisvolle, gelbgrüne Flammen auf dem Wasser der Bai — —

„Phosphorzenz“, unterbrach mich Lills Gatte, indem er sich energisch den bereits etwas fetten Rücken schrubhte.

„Zweifellos. Eine Erscheinung etwa wie das Meeresleuchten im Süden, nur viel stärker und heller. Die Fischer nennen es Teufelsfeuer, und wenn die Fischerfrauen die Flammen auf dem Wasser sehen, werfen sie die Tenugui ihrer Männer ins Meer. Wenn eine Frau am andern Morgen das Tenugui ihres Mannes auf dem Felsen dort drüben in der Mitte der Bai findet, von Wind und Welle angespült, so weiß sie, daß ihr Gatte sie betrügt.“

„Blödsinniger Aberglaube“, sagte Lills Gatte, „machen sie das heute noch?“

„Seltener“, sagt der Wirt, „meist nur romantische junge Seelen.“

Lill aber fragte, nur mit dem Kopf über den Rand der Badewanne guhend: „Gilt die Regel auch umgekehrt?“

„Gewiß. Junge Männer werfen oft die Handtücher ihrer Geliebten oder Frauen ins Meer, um die gleiche Treuprobe zu machen.“

Als wir vom Bad kamen, fanden wir das Abendessen bereits serviert, die Papierwände des Zimmers waren zur Seite geschoben und man genoß einen wundervollen Blick über den grazios geschwungenen Strand mit den Fischerbooten, die Bai und die Felseninsel in ihrer Mitte. Das Essen zog sich — wie das bei allen Dingen in Japan der Fall ist — in die Länge, und zum Schluß sagte Lills Gatte, sich erhebend:

„Ich weiß nicht, was ihr vorhabt; ich aber gehe zu Bett.“

„In einer so schönen Nacht und bei so einem Mond?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„Für mich ist die Nacht am schönsten, die man ganz durchschläft“, meinte er.

Ein Mädchen warf sich vor der Schwelle auf die Knie und meldete, daß die Betten bereitet wären. Lills Gatte blickte durch die Tür in den Schlafrum: Da lagen unter den weiten, grünen Moskitonezen die dicken, seidenden Decken und Polster, Entspannung und Ruhe versprechend — wahrlich ein verlockender Anblick.

Lill fragte: „Wir wollten doch bei Mondschein baden — und Boot fahren — und am Strand liegen — und Feuer anzünden — das hast du mir doch alles versprochen!“

Aber der Gatte war nicht zu erweichen. „Nein“ — er wies auf das Nachtlager, „das ist zu appetitlich.“ Und damit verschwand er.

Lill und ich blieben eine Weile schweigend zurück. Groß schaute der Mond mit halbem Gesicht durch das offene Fenster. Dann gingen wir zu dritt an den Strand: Lill, der Mond und ich.

Die Mädchen brachten uns die Handtücher nach: „Für den Fall, daß Sie baden möchten.“

„Wollen wir ein Boot nehmen?“ fragte ich Lill.

„O, schön!“

— und zum Felsen hinüberrydern?“

Der Mond fuhr mit.

Der Felsen wies auf der einen Seite einen sanft abfallenden Streifen Sand auf. Das Boot fuhr auf.

„Hier könnte man wundervoll baden“, meinte Lill, „der Sand, das leichte Wasser — — —“

„Wir haben die Badeanzüge nicht bei uns, Frau Lill.“

„Nach der Szene eben im Badezimmer ist das doch ganz egal. Oder nicht?“

Es lag eine Art gepreßter Tapferkeit in ihrer Stimme. Wir badeten, der Mond sah zu.

Nachher lagen wir auf dem Sandstreifen, die Handtücher legten wir auf den Felsen, der noch von der Sonne

des Tages warm war. Kleine Wellen leckten zu unsern Füßen herauf und wisperten.

„Sehen Sie doch! Sehen Sie doch!“ rief auf einmal Lill, „sind das nicht die — Teufelsfeuer?“

Ich richtete mich auf und blickte aufs Meer hinaus. Es waren die Teufelsfeuer. Sie tauchten mit den Wellen auf, verschwanden mit ihnen und unterschieden sich deutlich durch ihren geheimnisvollen Schimmer vom Reflex des Mondes.

Das ganze Meer schien in einer schwülen, gelbgrünen Lohe zu brennen. Es war unheimlich, erregend, schön.

Wir legten uns wieder zurück und schwiegen. Die Nacht schwieg mit. Da sang eine Zikade. — Wie hat sie sich so weit verirren können, auf diesen Felsen ohne Baum und Gras, dachte ich. Die Zikade sang ein einziges, kurzes Lied, nur fünf oder sechs Töne, wie einer, der auf der Oboe preludiert. Immer wieder das gleiche kurze Lied.

Da — als ich mir gerade sagte, wie hoffnungslos es doch für das kleine Tier sei, in dieser Einsamkeit allein sein Liebeslied zu singen — antwortete eine andere Zikade, leiser, zarter, doch mit dem gleichen Lied, dem gleichen kurzen, aber sehnsüchtigen Lied.

*

Am anderen Morgen — Lills Gatte und ich waren Frühaufsteher, während Lill selbst noch schlief — machten wir beide Männer einen Spaziergang am Strand. — Ich blickte im Gehen über die Bai, hinaus nach der Felseninsel, und da — auf einer Zade — sah ich etwas Weißes schimmern. Im selben Moment fiel mir siedendheiß die Frage ein: Haben wir vergangene Nacht unsere Handtücher von der Insel zurückgebracht? — Ich hatte — gewiß, ich hatte mein Handtuch zur Morgentoilette benutzt; es war also da; aber Lills? —

Möglichst unauffällig lenkte ich die Aufmerksamkeit ihres Gatten auf die Schönheit der Berglandschaft hinter dem Dorf und auf Umwegen, die keinen Ausblick auf das Meer gestatteten, führte ich ihn zum Gasthof zurück.

Bis zum Frühstück blieben mir zehn Minuten. Ich nahm ein Boot und ruderte eilig nach der Insel hinaus. Da hing noch das Tuch am Felsen; ich nahm es herunter: Es war Lills Tuch, daselbe, das sie im Bad von dem Mädchen bekommen und später zum Abtrocknen nach dem Schwimmen benutzt hatte.

Als ich mit dem zusammengeknüllten Tuch aus dem Boot stieg, wartete eine Magd aus dem Gasthof am Strand auf mich, ein schmales, hübsches Ding, das mir schon am Abend vorher aufgefallen war. Sie machte ein gequältes Gesicht und sagte: „Verzeihen Sie, Herr, aber ich glaube, das ist mein Tenugui; ich warf es gestern nachts ins Meer.“

„Du irrst“, entgegnete ich, „das ist nicht deins.“ Und dabei — achtlos — entfaltete ich das Tuch.

Ein erlöstes Leuchten ging über das Gesicht des Mädchens. — „Nein. Das ist nicht mein Tenugui“, sagte sie froh. Doch plötzlich bekam sie ganz große, schwarze, erschrockene Augen: „— aber es ist das der schönen weißen Frau mit den gelben Haaren!“

Ideal und Leben.

In den Lüften treibt licht eine Wolke,
Auf der Erde ihr Schatten schleicht,
Wie ein trauriger wegmüder Wanderer,
Der nimmer sein Ziel erreicht.

Mir ist, ich sehe mein Leben,
Wie es doppelt vorüberstrieht,
Am Himmel, wie ich es träumte,
Im Tale, wie ich's gelebt.

Jakob Böhrlar.